

USA: Der Großteil der Amerikaner kann von Karriere und Vermögen nur träumen – die Wirklichkeit sieht eher trist und perspektivlos aus, wie am Beispiel von zwei New Yorker Vororten zu sehen ist

99 Prozent Arme im Land der Super-Reichen

Während die Millio-näre ihr Vermögen mehren, können immer mehr Amerikaner ohne staatliche Essensmarken nicht überleben.

Von unserem Redaktionsmitglied
Stefanie Ball

Westfield ist eine kleine Stadt in New Jersey, eine dreiviertel Stunde von New York entfernt, das macht sie für viele Wall-Street-Banker, die mit Familie und Kindern nicht in der Großstadt leben wollen, attraktiv. Die Smiths (Name von der Redaktion geändert) sind eine dieser Familien. Sie haben sich gerade ein neues Haus gekauft, für 1,2 Millionen Dollar. Für weitere zwei Millionen wurde es umgebaut. Der Garten ist so groß wie ein halbes Fußballfeld, und theoretisch verfügt jedes der fünf Familienmitglieder über vier oder fünf Zimmer. Die Küche ist groß und modern, doch gekocht wird hier nur selten. Das Essen liefert meist ein Caterer, auch wenn keine Gäste erwartet werden. Kühlschränke gibt es mehrere, einer ist nur mit Ginger-Ale-Dosen gefüllt. David Smith ist Hedgefonds-Manager in New York City. Er muss sich keine Sorgen machen, er gehört zu dem einen Prozent in den USA.

Zwei Bahnstationen – zwei Welten
Wer in Westfield in den Zug steigt und zwei Stationen später wieder aussteigt, steht in Plainfield – und damit in einer anderen Welt. Es ist die der 99 Prozent, hier gibt es keine schicken Geschäfte der Marken-Ketten Gap, Banana Republic oder Victoria's Secret. Selbst Starbucks, sonst an jeder Ecke zu finden, hat es nicht für lohnenswert befunden, eine Filiale zu eröffnen, und hat das Feld Dunkin' Donuts überlassen, da gibt es den Kaffee schon für einen Dollar. Ansonsten säumen Billigläden die Straße, Friseurgeschäfte, die African Hair Braiding (Rastazöpfe), anbieten, Fast-food-Restaurants, No-Name-Bekleidungsäden.

Die Zeit, in der die Häuser so prachtvoll aussahen, wie die Straßennamen klingen, Carnegie Road oder Park Avenue, ist lange her. Farbe blättert von den Außenwänden, die Treppengeländer stehen schief in ihrer Verankerung, die Dächer sind grau. Arbeitertrupps, die sich wie in Westfield um die Gärten kümmern, Rasen stutzen, Blätter auf-sammeln, gibt es hier nicht. Die, die das machen, Einwanderer aus Mexiko oder einem anderen mittel- oder südamerikanischen Land, fahren nach dem Blätterfegen nach Plainfield zurück, das ist ihr Zuhause. Und das vieler Afro-Amerikaner. Vielleicht sind sie oder einst ihre Eltern in die USA gekommen, weil sie dachten, es gäbe ihn, den amerikanischen Traum, in dem jeder, der nur hart genug arbeitet, den Aufstieg schafft. Auch die weißen Unterschichts- und Mittelschichtseltern hoffen, dass es ihren Kindern eines Tages einmal besser gehen wird.

Die Realität aber sieht meistens anders aus. In der ist es nicht sehr wahrscheinlich, dass jemand, der in Plainfield geboren wurde, eines Tages in Westfield ein Haus kaufen wird. Die soziale Mobilität ist im Land der unbegrenzten Möglichkeiten geringer als in manchen europäischen Staaten, wie eine Studie des Center for American Progress feststellt. So liegt die Chance für ein Kind aus einer armen Familie, zu den obersten fünf Prozent des Landes aufzusteigen, bei einem Prozent. Auch aus Mittelstandskindern werden in der Regel Mittelstandserwachsene, wenn es schlecht läuft,



Im schmucken Westfield, einer Stadt in der Nähe von New York, lässt es sich großartig leben – Wallstreet-Banker und andere Betuchte haben dort ihren Wohnsitz. BILD: BALL

verdienen sie am Ende sogar weniger als ihre Eltern.

Bei einem Kind dagegen, dessen Eltern sehr wohlhabend sind, liegt laut Studie die Wahrscheinlichkeit, dass es selbst einmal zu den Reichen des Landes gehören wird, bei 22 Prozent. Die unterschiedlichen Karrieren zeichnen sich schon früh ab: Vergleichstests an Schulen zeigen, dass Kinder aus armen Familien durchweg schlechter abschneiden als Kinder von Besserverdienenden. Und während mehr als die Hälfte der Kinder mit gut verdienenden Eltern das College – das mindestens 25 000 Dollar im Jahr kostet – beenden, schaffen das weniger als zehn Prozent der Unterschichtkinder.

Diese Schere zwischen Arm und Reich geht immer weiter auseinander. Der Rechnungshof des US-Kongresses hat ermittelt, dass zwischen 1979 und 2007 das Einkommen der ohnehin schon sehr Wohlhabenden inflationsbereinigt um 275 Prozent gestiegen ist. Die Mittelschicht erreichte im selben Zeitraum nur ein Plus von 40 Prozent. Berechnet man den Gini-Koeffizienten – das ist ein statistisches Maß, mit der sich die Einkommensungleichheit in einem Land bestimmen lässt – kommt für die USA ein Wert von 0,45 heraus. Damit liegt eines der reichsten Länder der Erde auf einer Stufe mit Kamerun, Madagaskar, Ruanda, Uganda und Ecuador.

Mittelschicht leidet

Vor allem die Mittelschicht leidet, und das seit Jahren. Die Jobs der Mittelklasse wie Lehrer, Verkäufer oder Industriearbeiter, mit denen 1980 noch 75 Prozent der Arbeitnehmer ihr Geld verdienen, werden immer weniger. Gebraucht werden Spezialisten, Ingenieure, Wissenschaftler, hoch qualifizierte Techniker, die ein Top-Gehalt verdienen, für deren Ausbildung die Eltern aber schon seit der Geburt ihrer Kinder sparen müssen. Für die ohne Abschluss und die weniger gut Ausgebildeten bleiben dann die Tätigkeiten im Niedriglohnbereich wie Putzen, Pflegen, Laub auf-sammeln; die werden zwar immer häufiger nachgefragt, aber nur schlecht bezahlt.

Die Einkommensverschiebung wird in den Städten zunehmend sichtbar: Nach einer Studie der Stanford University lebten vor 40 Jahren 65 Prozent der Amerikaner in Mittelklasse-Vierteln, heute gerade noch 40 Prozent. Das zeigt, wie stark die Mittelklasse geschrumpft ist, aber auch, dass diejenigen, die es sich leisten können, wegziehen – in

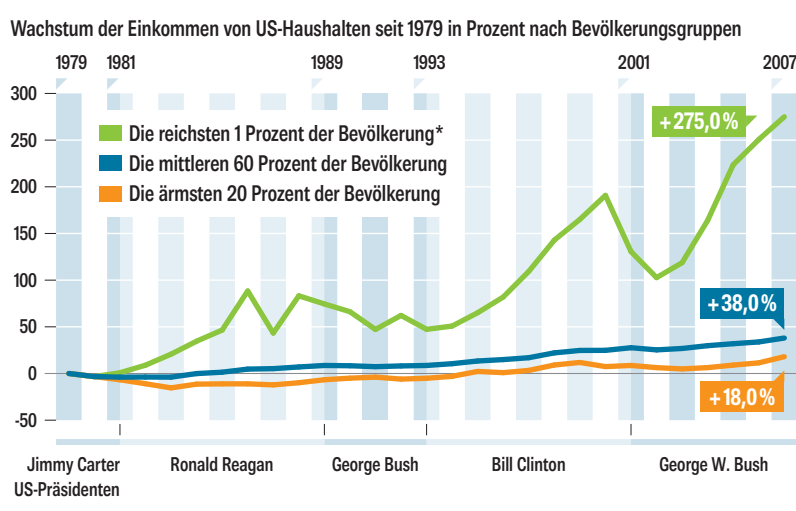


Charakteristisch für Luxus: Villen wie diese in Westfield. BILD: BALL



Armenspeisung gehört zum Alltag – und zum Wahlkampf mit der First Lady. BILD: DPA

US-Einkommen driften auseinander



*Auswahl der Bevölkerungsgruppen ergeben zusammen nicht 100 Prozent
Quelle: Congressional Budget Office, Oktober 2011

Stadtteile, in denen dann nur noch die besser Betuchten wohnen. Das hat Folgen, etwa für die Qualität der Schulen. Weil mit der Grundstückssteuer die öffentlichen Schulen finanziert werden, sind die umso besser ausgestattet, je wohlhabender die Familien sind, die in dem Viertel wohnen.

Die Wirtschaftskrise von 2008 hat den amerikanischen Traum für Zehntausende endgültig in ein Alptraum verwandelt. Acht Millionen Jobs sind der Rezession zum Opfer gefallen, viele von ihnen für immer. 12,8 Millionen Amerikaner sind nach wie vor arbeitslos, noch einmal acht Millionen arbeiten Teilzeit, weil

keine Vollzeitstelle finden können. Für viele reicht der Verdienst nicht, um davon die Familie zu ernähren. Die Zahl derjenigen, die auf Essensmarken angewiesen sind, ist sprunghaft angestiegen, laut Ernährungsministerium seit 2009 um 44 Prozent auf mehr als 46 Millionen. Es gibt mittlerweile Schulen, in denen fast alle Kinder aus so armen Familien kommen, dass sie Anrecht auf ein kostenloses Mittagessen haben. In New York City dürfen Kinder dann umsonst in der Schulkantine essen, wenn ihre Eltern weniger als 29 000 Dollar im Jahr verdienen. Das ist bei immerhin 62 Prozent der New Yorker der Fall.

Gleichzeitig verkaufen nebenan in Manhattan Nobel-Kaufhäuser so viel wie nie zuvor. Für das letzte Quartal 2011 meldete Saks Fifth Avenue einen Gewinnsprung um 48 Prozent. Die Kundschaft kommt aus China, Indien, den Scheichstaaten – und dem eigenen Land. In den USA leben so viele Menschen in Millionärshaushalten (5,2 Millionen) wie nirgendwo sonst auf der Welt. Ein Drittel des weltweiten Vermögens – insgesamt sind es 122 Billionen Dollar – ist dort angesiedelt. 2010 ist Amerika wieder zur reichsten Region der Welt aufgestiegen, nur zwei Jahre nach der schweren Wirtschaftskrise, die hier ihren Ausgang genommen hatte.

Annäherung zweier Schulen

Zwei Schulen in Westfield und Plainfield versuchen jetzt immerhin, die beiden Welten zu verbinden, die der Ein- und der 99-Prozent. Im Herbst hat ein Austausch von Achtklässlern stattgefunden: Plainfielder Jugendliche – alle Latein- oder Afro-Amerikaner –, von denen viele noch nie einen Fuß auf „snobistischen“ Westfielder Boden gesetzt hatten – besuchten Gleichaltrige an der Roosevelt-Schule. Westfielder Schüler fuhren nach Plainfield, die Stadt von „Gangs und fried chicken“, so hatten sie den Nachbarort beschrieben. Am Ende stellten sie fest, dass es vieles gibt, was sie verbindet: Sie hören die gleiche Musik, bemühen sich in der Schule um gute Noten, hoffen auf ein College-Studium.

Der, der die Idee zu dem Austausch hatte, Derrick Nelson, hat übrigens den Weg von Plainfield nach Westfield geschafft. Er wuchs in Plainfield auf, studierte, wurde Lehrer, zuerst in seiner Geburtsstadt – und bekam dann die Chance, an die Roosevelt-Schule in Westfield zu wechseln. Er ist einer der wenigen Schwarzen in der Kleinstadt.

ZUM THEMA

„Tiefes Misstrauen gegen Staat“

Von unserem Redaktionsmitglied
Stefanie Ball

Für den Mannheimer Wirtschaftspolitiker Hans-Peter Grüner ist der amerikanische Traum vom großen Geld nicht sehr wahrscheinlich.

Warum diskutieren die USA gerade jetzt über die 99 Prozent Armen und Benachteiligten in ihrem Land und die ein Prozent ihrer Super-Super-Reichen? Beide Gruppen gab es doch schon immer.

Hans Peter Grüner: Wenn das Sozialprodukt wächst, kann man vielen etwas vom Zuwachs abgeben. Verteilungsfragen werden für Menschen dann besonders drängend, wenn der Kuchen nicht mehr so stark wächst oder sogar schrumpft. Genau das ist jetzt der Fall.

Trotzdem sind die meisten US-Amerikaner dagegen, staatliche Hilfen für Arbeitslose auszuweiten oder eine Krankenversicherung für alle einzuführen.

Grüner: Bei vielen Amerikanern, die einen Wohlfahrtsstaat nach europäischem Vorbild ablehnen, steht der Glaube an die eigene soziale Mobilität im Vordergrund, bei anderen die Befürchtung, dass der Wohlfahrtsstaat vor allem anderen sozialen Schichten oder Gruppen nutzt, nicht aber der eigenen. Wieder andere haben ein tiefes Misstrauen gegenüber der staatlichen Administration.

War der amerikanische Traum vom Tellerwäscher, der eines Tages Millionär wird, jemals wahr?

Grüner: Diese Karriere ist denkbar, aber nicht wahrscheinlich. Die Harvard-Universität bemüht sich zum Beispiel schon seit Jahren darum, den Anteil der Studenten aus unteren Einkommensschichten zu steigern, weil man erkannt hat, dass es an Mobilität mangelt.

Schadet es einer Gesellschaft, wenn die Kluft zwischen Armen und Reichen immer größer wird?

Grüner: Zunächst einmal kann man Einkommensunterschiede nutzen, um Leistungsanreize zu schaffen. Dafür muss natürlich ein hohes Einkommen durch Leistung erreichbar sein. Wenn die Menschen nicht mehr davon überzeugt sind, dass Unterschiede im Einkommen vor allem nützliche Leistung widerspiegeln, sondern eher pures Glück oder eine bestimmte Herkunft, dann sinkt die Bereitschaft, Ungleichheiten zu akzeptieren. Wenn übrigens Leistung tatsächlich eine geringe Rolle spielt, dann fehlen auch Anreize, etwas Nützliches zu leisten.

Hans Peter Grüner

■ Hans Peter Grüner ist Professor am Lehrstuhl für Wirtschaftspolitik der Mannheimer Universität. Der Diplom-Volkswirt hat in Heidelberg studiert und lehrt seit 1999 in Mannheim.



■ Er arbeitete unter anderem als Berater für die UBS, Bundesbank und EZB.

■ Einer der Schwerpunkte seiner Arbeit ist die Frage, wie sich Einkommen und Wohlstand in einer Gesellschaft verteilen.